

ABSENTE VÄTER DER NACHKRIEGSZEIT

LU SEEGER
(GIESSEN)

Vater-Los – Der gefallene Vater in der Erinnerung von Halbwaisen in Deutschland nach 1945

Einleitung

»Vater sein dagegen sehr« lautete der Titel einer populären Filmkomödie mit Heinz Rühmann und Marianne Koch in den Hauptrollen aus dem Jahr 1957.¹ Während sich hier auf amüsant-unterhaltsame Weise ein Junggeselle um die Kinder seiner verstorbenen Schwester kümmert, sah die Realität für viele Kinder nach 1945 ganz anders aus: Ihr Vater war während des Zweiten Weltkriegs gestorben. Von der kriegsbedingten Vaterlosigkeit waren circa ein Viertel der deutschen Kinder und Jugendlichen betroffen. Die 5,3 Millionen gefallenen deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs hinterließen mehr als eine Million Witwen, fast 2,5 Millionen Halbwaisen und etwa 100 000 Vollwaisen.²

Die soziale Lage der oftmals jungen Kriegerwitwen war schwieriger als die der Witwen nach dem Ersten Weltkrieg. Die Chancen, eine neue Ehe einzugehen, waren wegen des größeren Männermangels geringer, und die wirtschaftliche Lage sah düsterer aus, weil zum Verlust der Versorgung durch den Mann vielfach noch der Verlust von Wohnung und Hausrat kam. Bis 1950 standen den Kriegerwitwen in der Bundesrepublik aufgrund der gesetzlichen Regelungen durch die Alliierten nur sehr bescheidene Versorgungsbezüge aus der Invaliden- bzw. Angestelltenversicherung ihrer Männer zu. Oftmals waren auch die Ehemänner bei ihrem Tod noch jung gewesen und hatten entsprechend geringe Rentenbeträge erwirtschaftet. Dies führte dazu, dass überdurchschnittlich viele Kriegerwitwen, auch wenn sie Kinder hatten, einer Erwerbstätigkeit nachgehen mussten. Das Bundesversorgungsgesetz vom 20. Dezember 1950 regelte die Bezüge dann zwar einheitlich. Letztere waren aber nach wie vor dürftig und reichten bis in die 1960er Jahre

- 1 Regie führte Kurt Meisel. Der Film basierte auf dem gleichnamigen Buch von Horst Biernath aus dem Jahr 1953.
- 2 Angaben bei Hartmut Radebold, *Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen*, Göttingen 2000, 11. Allein für Westdeutschland ging man 1950 von 1,4 Millionen versorgungsberechtigten Halb- und Vollwaisen aus. Zu den Angaben vgl. Vera Neumann, *Kampf um Anerkennung. Die westdeutsche Kriegsfolgesellschaft im Spiegel der Versorgungsämter*, in: Klaus Naumann (Hg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, 364-383, insb. 371.

allenfalls für ein Leben am Existenzminimum aus.³ Dennoch wurde die materielle Situation der Kriegerwitwen in den 1950er Jahren – wenn überhaupt – nur unter den Stichworten »Onkelehe« bzw. »Rentenkonkubinat« diskutiert. Viele Frauen lebten mit neuen Partnern unverheiratet zusammen, da sie bei einer neuen Eheschließung das Anrecht auf die Witwenrente gefährdeten. Einer Schätzung des Bundesfamilienministeriums zufolge gab es 1955 in der Bundesrepublik 100 000 bis 150 000 »Onkelehen«.⁴

In der DDR sah die finanzielle Situation der Kriegerwitwen nicht besser aus. Anders als die Bundesrepublik, die nach der Aussetzung der Kriegsofferversorgung durch die Alliierten auf den Pfad der individuellen Versorgung zurückgekehrt war, beharrte die DDR, in der die Gesellschaftspolitik primär integrativ ausgerichtet war, auf die nivellierende Gleichbehandlung der »Kriegsopfer« im Rahmen der allgemeinen Schwerbehindertenfürsorge.⁵

Der vorliegende Beitrag untersucht im ersten Teil, ob und wie die Situation der Kriegerwitwen und die kriegsbedingte Vaterlosigkeit der Halbwaisen nach 1945 in der Bundesrepublik und der DDR öffentlich thematisiert wurden.⁶ Welche Bilder wurden von den Kriegerwitwen und ihren Kindern

- 3 Die Kriegerwitwen erhielten zunächst 30 DM Grundrente und 10 DM pro Kind, 1953 wurden diese Beträge auf 40 DM bzw. 12 DM erhöht, 1960 waren es 100 DM Grundrente und 30 DM für die Versorgung jedes Kindes. Dazu kam eine Ausgleichsrente, die nur dann gewährt wurde, wenn der weitere Lebensunterhalt nicht anderweitig gedeckt werden konnte. 1953 wurden 60 DM, 1956 70 DM und 1960 120 DM gezahlt, während die Kinder 1953 noch 26 DM, 1956 36 und 1960 60 DM erhielten. Merith Niehuss, *Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960*, Göttingen 2001, 116f. Vgl. Herta Weller, *Die Versorgung der Kriegerwaisen nach dem Bundes-Versorgungsgesetz*, in: *Unsere Jugend* 2 (1951), 338-341. Erst ein Schadensausgleich für Kriegerwitwen, der durch das Zweite Neuordnungsgesetz zum Bundesversorgungsgesetz im Februar 1964 eingeführt wurde und dazu diente, die Schwere der wirtschaftlichen Folgen des Verlustes des Ehemannes abzumildern, führte zu einer spürbaren Verbesserung der finanziellen Situation vieler Kriegerwitwen. Siehe Elli von Konshagg, *Der Schadensausgleich für Kriegerwitwen. Eine neue Leistung der Hinterbliebenenversorgung*, in: *Die Fackel* 18/4 (1964), 4f.
- 4 Zahlen bei Niehuss, *Frau* (Anm. 3), 118. Nur Beamtinnenwitwen wurde nach Auflösung einer weiteren Ehe das frühere Witwengeld wieder gewährt. Für Witwen ohne Beamtenstatus wurde lediglich die Abfindungssumme bei einer erneuten Heirat erhöht. Neumann, *Kampf* (Anm. 2), 376f.
- 5 Ende 1949 forderte eine Görlitzer Eingabe von Körperbehinderten, Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen lautstark Leistungsverbesserungen bei der Rentenzahlung. Schon zuvor hatte die Regierung die Mindestrenten von monatlich 50 auf 55 Mark aufgestockt. Im August 1950 gab es eine weitere Erhöhung um monatlich 10 Mark, sodass sich die Mindestrente auf 65 Mark erhöhte. Michael Schwarz/Constantin Goschler, *Ausgleich von Kriegs- und Diktaturfolgen, soziales Entschädigungsrecht*, in: Dierk Hoffmann/Michael Schwartz, 1949-1961. *Deutsche Demokratische Republik*, Bonn 2004, 589-654, insb. 634f.
- 6 Der Beitrag ist im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema vaterlose Kriegskinder in Deutschland und Polen entstanden, das im SFB 434 Erinnerungskulturen

gezeichnet? Welche Folgen sahen Publizisten, Psychologen und Sozialwissenschaftler für Kinder, die ohne Vater aufwuchsen? Vor dem Hintergrund dieser Debatten wird im zweiten Teil eine Annäherung an die erfahrungs- und erinnerungsgeschichtliche Dimension des realen Verlustes von Vätern versucht. Dem liegt die These zugrunde, dass das kriegsbedingte Fehlen des Vaters als eine den Lebenslauf bestimmende Konstante für die Identitätsbildung und Erinnerungstiftung der betroffenen Jungen und Mädchen in West- wie in Ostdeutschland prägend war. Im Mittelpunkt stehen zwölf lebensgeschichtliche Interviews mit Männern und Frauen, die in den Jahren 1935 bis 1945 geboren wurden und ihren Vater kaum oder gar nicht mehr kennenlernten.⁷ Bei der Auswertung der Interviews geht es darum, die Bemühungen um Herstellung eines subjektiven Sinns in den Lebensgeschichten und die gesellschaftlich möglichen Erfahrungsverarbeitungen in einen Zusammenhang zu stellen. Folgende Fragen stehen dabei im Mittelpunkt: Wie wurde die Vaterlosigkeit in den späten 1940er und 1950er Jahren erfahren? Welche Erinnerungen besaßen die Kinder an den Vater, welche Bilder wurden ihnen von den Müttern vermittelt? Wie sah das Verhältnis der Töchter und Söhne zu anderen familiären Bezugspersonen aus? Verspürten sie das Bedürfnis, der in vielen Fällen durch den Nationalsozialismus geprägten Vergangenheit des Vaters und dessen »Verstrickungen« in das NS-Regime nachzuspüren? Oder waren sie froh, dass ihnen die Auseinandersetzung mit den verstorbenen Vätern gewissermaßen »erspart« blieb? Es geht also um die vielfältigen Bedeutungen, welche die Erfahrung von »Kriegskindheit« für die weitere Lebensgeschichte der Betroffenen besitzt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Strukturen der subjektiven Sinnkonstitution in der Lebensgeschichte, die Erzeugung von Konsistenz und die Verarbeitung von Erfahrungen immer im gesellschaftlichen Kontext stehen.

Seit einigen Jahren reklamieren in der Bundesrepublik Angehörige der »Generation der Kriegskinder«, wie sie unter anderem in den Medien etikettiert werden, ihre frühkindlichen Erfahrungen mit Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung öffentlich »aufarbeiten« zu dürfen. Mittlerweile sind die zwi-

der Justus-Liebig-Universität Gießen angesiedelt ist. Für Hinweise und Anregungen danke ich Adelheid von Saldern, Daniela Munkel und Wiebke Lisner.

7 Das hier zugrunde liegende Sample setzt sich aus jeweils sechs Frauen und sechs Männern zusammen. Vier männliche und weibliche Interviewpartner stammen aus der ehemaligen DDR, zwei der westdeutschen Interviewpartner haben einen adligen Hintergrund. Die Interviews wurden 2006 und 2007 durchgeführt. Die Kontakte kamen durch persönliche Vermittlung sowie Aufrufe bei Zeitzeugenbörsen zustande. In einem ersten Teil des Interviews erzählten die Gesprächspartner ihre Lebensgeschichte, im zweiten Teil wurden Fragen geklärt und im dritten Teil Fragen eines Leitfragenkatalogs beantwortet. Alle Interviewpartner wurden von mir anonymisiert. Zum Stand der Oral History-Forschung, zum Quellenwert von Zeitzeugenerinnerungen und zur Analyse von biographischen Interviews siehe Dorothee Wierling, *Oral History*, in: Michael Maurer (Hg.), *Aufriss der Historischen Wissenschaften*, Stuttgart 2003, 81-151.

schen 1930 und 1945 Geborenen an die Stelle jener Zeitzeugen getreten, die den Krieg als Erwachsene erlebt haben. Die Thematisierung ihrer Erinnerungen hängt zum einen damit zusammen, dass sich offenbar die Betroffenen, im Alter zwischen 60 und 70 Jahren und am Ende ihres beruflichen Lebens angelangt, nun in einem höheren Maße selbst zu historisieren beginnen. Zum anderen ist die explizite Aufarbeitung auch Folge einer veränderten öffentlichen Erinnerungskultur, in der – angeregt durch Publikationen von W. G. Sebald und Jörg Friedrich über den Bombenkrieg sowie das Buch *Im Krebsgang* von Günter Grass – die Erfahrungen von Bombardements, Flucht und Vertreibung anlässlich des sechzigjährigen Kriegsendes im Jahr 2005 auch in den Medien stärker debattiert wurden.

Die medial verarbeiteten Erinnerungen und Zeitzeugenberichte der »Kriegskinder« stoßen auf eine ambivalente Resonanz: Sie eröffnen den Zugang zu den bis dato kaum thematisierten Erfahrungen des Krieges aus kindlicher Perspektive.⁸ Sie bieten aber auch Stoff für eine abermalige deutsche »kollektive Opferschaft« im Hinblick auf den erinnerungskulturellen Umgang mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg.⁹ Die erfahrungs- und erinnerungsgeschichtliche Dimension des im 20. Jahrhunderts zweimal massenhaft produzierten realen Verlusts von Vätern, die auch Brüder und Ehemänner waren, wird erst seit Kurzem untersucht.¹⁰ Dabei handelt es sich jedoch schwerpunktmäßig um Veröffentlichungen und seit neuestem auch filmische Verarbeitungen, die die Erfahrung der Vaterlosigkeit unter dem Label »Söhne ohne Väter«¹¹ vornehmlich aus männlicher, westdeutscher und akademisch geprägter Perspektive beleuchten, während die Auswirkungen oder auch Nicht-Auswirkungen der Vaterlosigkeit auf Frauen, Ostdeutsche und Nicht-Akademiker bis auf wenige Ausnahmen bislang im Dunkeln geblieben sind.¹²

8 Einschlägig zu kindlichen Kriegserfahrungen in Europa: Nicholas Stargardt, *Witnesses of War. Children's Lives under the Nazis*, London 2005.

9 Vgl. dazu Klaus Naumann, An die Stelle der Anklage ist die Klage getreten. Kronzeugen der Opfergesellschaft? In zahlreichen Buchveröffentlichungen melden sich die »Kriegskinder« als eine neue Erinnerungsgemeinschaft zu Wort, in: *Frankfurter Rundschau*, 14. April 2004. Im April 2005 fand erstmals ein Kriegskinderkongress mit mehr als 600 Teilnehmern statt. Vgl. Lu Seegers, Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende – ein Kongressbericht, in: *H-Soz-u-Kult*, 28. April 2005, online: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=766>>.

10 Hermann Schulze/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke, *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Bonn 2005; Radebold, *Abwesende Väter* (Anm. 2).

11 Siehe die gleichnamige Publikation von Schulze/Radebold/Reulecke (Anm. 10). Der Filmemacher und Produzent Andreas Fischer hat zu dem Thema einen Dokumentarfilm, u. a. mit den Herausgebern des Buches *Söhne ohne Väter*, erstellt. Der Film wurde in 3sat am 20. Mai 2007 ausgestrahlt und stieß auf breite Resonanz.

12 Zwar gibt es mittlerweile einige Veröffentlichungen zum Thema »Töchter ohne Väter«. Diese beziehen sich aber zumeist auf westdeutsche, akademisch geprägte

1. *Halbwaisen und Kriegerwitwen in der Öffentlichkeit*

In der DDR wurde die Situation der vaterlosen Halbwaisen als Kriegshinterbliebene ähnlich wie die Probleme der Kriegsbeschädigten nicht explizit öffentlich angesprochen. In der Bundesrepublik gab es hingegen in sozialwissenschaftlichen, pädagogischen und kirchlich orientierten Fachzeitschriften immer wieder vereinzelte Artikel zu diesem Thema gewissermaßen als Sonderfall der »unvollständigen Familie«. Dabei wurden die Kinder und ihre Mütter als hilfsbedürftig und gefährdet zugleich angesehen. In einem Aufsatz für die *Soziale Welt* bezeichnete beispielsweise der Autor Bernd Jahns 1950 die Kriegswaisen als besonders schutzbedürftig, da sie als Opfer des Krieges unverschuldete Betroffene seien, deren Erziehung eigene sozialpädagogische Mittel und Methoden verlange. In den Großstädten hätten rund 25 Prozent der Kinder nur die Mutter als Elternteil. Es sei daher die Aufgabe und Pflicht des Staates, mit Erziehungs- und Berufsbeihilfen für die Kriegswaisen zu sorgen, sie zu »wertvollen Arbeitskräften und charaktervollen Menschen« heranzubilden.¹³ Deutlich pessimistischer beurteilte Luise Lambert die befürchteten Folgen einer vaterlosen Erziehung. Sie bezeichnete 1952 die vaterlosen Halbwaisen als »ernste Gefahr« für die Gesellschaft. Diesen Kindern fehle die Bipolarität von Vater und Mutter, die allein »Ruhe und Sicherheit und das schöne Gefühl der körperlichen, geistigen und seelischen Geborgenheit« geben könne: »Für Bub und Mädchen ist der Vater der, der alles kann – die Mutter die, die überall hilft.«¹⁴ Der Direktor des Seminars für Wohlfahrtspfleger im Deutschen Caritas-Verband, Hans Wollasch, formulierte das Manko der dauerhaften Abwesenheit des Vaters folgendermaßen: »Dem Leben in der vaterlosen Familie fehlt die eine Hälfte. Die Deutung der Welt, die klärende Führung, die sorgende Festigkeit, der sichere Schutz.«¹⁵

Die Autoren vermittelten damit ein verbreitetes zeitgenössisches Vaterideal, das – aufbauend auf bipolaren Geschlechterleitbildern – dem 19. Jahrhundert entstammte, jedoch der gesellschaftlichen Realität angesichts von Millionen physisch und psychisch verehrten Kriegsheimkehrern mitnichten entsprach. Zwar fühlten sich die Kriegerwitwen in der Regel dazu verpflichtet, so Luise Lambert, die Kinder im Sinne des verstorbenen Ehemannes zu

Frauen und präsentieren eine lose Aneinanderreihung von Lebensgeschichten mit nur mangelhafter zeitgeschichtlicher Kontextualisierung. Siehe z. B. Cornelia Staudacher, *Vaterlose Töchter. Kriegskinder zwischen Freiheit und Anpassung*. Porträts, Zürich 2006; Ingeborg Bellmann/Brigitte Biermann, *Vatersuche*. Töchter erzählen ihre Geschichte, Berlin 2005; Ulla Roberts, *Starke Mütter – Ferne Väter. Über Kriegs- und Nachkriegskindheit einer Töchtergeneration*, Gießen 2003.

13 Bernd Jahns, Probleme der Kriegswaisenfürsorge, in: *Soziale Welt* 2/3 (1950/51), 308ff., hier 309.

14 Luise Lambert, Kinder, die ohne Vater aufwachsen, in: *Die Sammlung* Jg. 7 (1952), 46–53, hier 46.

15 Hans Wollasch, Die seelische Situation in der vaterlosen Familie, in: *Jugendwohl* Jg. 35 (1954), 242–245, hier 242.

erziehen, doch häufig hätten sie zuwenig Zeit für die Kinder, weil sie gezwungen seien, einen Beruf auszuüben. Die Folge sei, dass die Kinder zwar äußerlich selbständiger, aber innerlich heimatlos aufwachsen würden, da ihr Schwerpunkt außerhalb der Familie auf der Straße liege. Doch auch wenn die Mütter nicht arbeiteten und sich gänzlich der Kindererziehung widmeten, könne dies – so Luise Lambert – fatale Folgen haben. Die Mütter würden ihre Kinder dann vielfach als einzigen Besitz, als verbliebenes Erbe ansehen und sie mit Liebe ersticken.¹⁶ Generell sah Lambert den fehlenden väterlichen Einfluss sowohl für Mädchen als auch für Jungen als schädlich an. So bestehe bei Mädchen die Gefahr, dass sie, im Vergleich zu Töchtern, die in vollständigen Familien aufwachsen, aufgrund des fehlenden männlichen Umgangs »leichtfertigen Verführungen oberflächlicher Männer« stärker ausgesetzt seien und sich das Bild des »Mannes aus Romanen und Kinostücken zurechträumten«.¹⁷ Insgesamt wurden jedoch die Folgen der Vaterlosigkeit für die Söhne als erheblicher eingeschätzt, da sie ohne männliches Vorbild seien. Arroganz, resignierter Rückzug bei Auseinandersetzungen, Passivität und Mitläufertum seien die Folge, wie es in einem Artikel des Psychologen Luitgard Gräser über einen 17-jährigen Jugendlichen hieß.¹⁸ Geringe Leistungen würden übermäßig bewundert, den Jungen fehle jede unbeschwerter Möglichkeit sich zu erproben. Andererseits gebe es auch Fälle, in denen der Sohn die Vaterrolle voll und ganz übernehmen müsse und dann zu zielgerichtet, ehrgeizig und pflichtversessen sei. Wollasch hatte allerdings schon 1954 betont, dass auch jene Witwen versagen würden, »die ihren Kindern mit männlicher Strenge, Tatkraft und Zielstrebigkeit den Vater zu ersetzen suchten«.¹⁹ Hinzu kam, wie Margarethe Rudorff etwa zur selben Zeit in der Monatszeitschrift *Soziale Welt* feststellte, dass die Gedanken der Kriegerwitwe »am liebsten bei dem Mann [weilen, L.S.], den sie verloren hat, nicht bei den Kindern. Sie ist ernst, verhärtet, wenn nicht gar verbittert.«²⁰ Die Kriegerwitwen befanden sich, glaubt man den Autoren, gewissermaßen in einer *no-win situation*, die auch durch eine Wiederverheiratung nicht verbessert würde. Sie könnten sich nur aus diesem Dilemma befreien, wenn sie, so Hans Wollasch, ihr gottgegebenes Schicksal annehmen könnten:

»Als tapfere Teilhaberin des Lebensopfers ihres Mannes wird sie glaubwürdige Hüterin seines geistigen und sittlichen Vermächtnisses, das für das Leben der Kinder wirksam wird, auch wenn es sich nicht in männlich-autoritärer, sondern in mütterlich-warmer Weise darstellt. [...] Auch die

16 Lambert, Kinder (Anm. 14), 51.

17 Ebd., 53.

18 Luitgard Gräser, Eberhard wächst ohne Vater auf, in: *Schule und Psychologie* 2/7 (1955), 220f.

19 Wollasch, Situation (Anm. 15), 243.

20 Margarete Rudorff, Mütter und Töchter, in: *Soziale Welt* 5/2 (1954), 144-156, hier 154f.

alleinstehende Mutter kann ihren Kindern die Familie in Fülle erhalten, wenn in ihrem Gemüte, der wahren Familiengruft, der geliebte Tote geistig weilt bis zum Wiedersehen.«²¹

Jenseits der von Wollasch geforderten religiös-transzendierenden Bewältigung des Todes des Ehemannes, die eine nüchterne Annäherung an die zeitgenössische Vaterrolle ebenso beiseite ließ wie kritische Fragen nach der Vergangenheit der Männer während des Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg, lassen sich erst ab Mitte der 1950er Jahre Hinweise für eine realitätsnähere Betrachtung der Probleme der Kriegshinterbliebenen finden.

So fand erstmals 1955 eine sachbezogene öffentliche Auseinandersetzung mit den Problemen der Kriegshinterbliebenen im Rahmen einer Tagung mit dem Titel »Familie ohne Vater« in Bad Boll statt, an der – bei rund 350 Anmeldungen – 150 Kriegerwitwen teilnahmen. Hier kamen die Betroffenen selbst zu Wort und berichteten über ihre wirtschaftliche Situation, über das komplizierte Prozedere der Antragstellung für Rentenzahlungen sowie über Schwierigkeiten bei der Erziehung der Kinder, von denen viele in die Pubertät kamen. Erstmals wurde diskutiert, dass der Vergleich mit sozial besser gestellten Kindern oftmals zu Minderwertigkeitskomplexen führe und auch nahe Verwandte und Paten bei der Erziehungsunterstützung häufig versagen würden. Jugendorganisationen, Schulen und Gemeinden wurden dazu aufgefordert, sich der Halbweisen stärker anzunehmen.²² Eine noch größere öffentliche Resonanz fanden 1964 und 1965 die »Kriegshinterbliebenenkonferenzen der SPD« in Koblenz und Heilbronn anlässlich des Kriegsbeginns 25 Jahre zuvor. Rund 400 Vertreter des öffentlichen Lebens, darunter Bundes- und Landtagsabgeordnete und eine große Zahl von Hinterbliebenenvertretern und -vertreterinnen der Kriegsopferorganisationen nahmen dabei eine Bestandsaufnahme der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Kriegsopfer vor.²³ Das Fazit lautete, dass die Leistungen der Kriegerwitwen immer noch unterbewertet wären und sie im gesellschaftlichen Leben nicht die volle Anerkennung erfahren würden. Die dreifache Belastung von Haushalt, Beruf und Kindererziehung habe viele Frauen vorzeitig altern lassen und an ihrer Gesundheit gezehrt. In der Debatte standen soziale Missstände, wie die

21 Wollasch, Situation (Anm. 15), 245.

22 O.A., Familie ohne Vater. Bericht über die gleichnamige Tagung, in: *Für Arbeit und Besinnung* 9/14 (1955), 321 f. 1957 befasste sich zudem eine Tagung der Internationalen Vereinigung der Familienverbände in Rom mit dem Thema »Die vaterlose Familie, ihre wirtschaftliche, psychologische und berufliche Situation«, an der mit Gabriele Wülker auch eine Referentin aus der Bundesrepublik teilnahm. Siehe dazu Gabriele Wülker, Die wirtschaftliche Sicherung der vaterlosen Familie, in: *Informationen für die Frau* 6/11 (1957), 15 f.

23 Elli von Kanschegg, Die Lebenssituation der Kriegshinterbliebenen. Fruchtbare Diskussionen auf dem Kriegshinterbliebenenkongress in Heilbronn, in: *Die Fackel* 18/4 (1964), 7f. Vgl. o.A., Ungenügende Sicherstellung der Kriegerwitwen und Kriegereltern, in: *Sozialer Fortschritt* 14/1 (1965), 10f.

immer noch unzureichende Wohnungsversorgung vieler Kriegerwitwen, die notwendige Verbesserung der Erholungsfürsorge sowie die komplizierten Anrechnungsbestimmungen für die Ausgleichsrente. Erstmals kamen dabei auch Kriegswaisen selbst zu Wort.

Bereits einige Jahre zuvor hatten zwei soziologische Studien festgestellt, dass die Kriegswaisen keine Gefahr für die bundesrepublikanische Gesellschaft darstellten. Im Gegenteil: Der Soziologe René König hatte anhand einer Untersuchung von 13 000 »vaterverwaisten Mutter-Tochter-Familien« festgestellt, dass die Töchter trotz der vergleichsweise schweren finanziellen Situation qualifizierte Berufe mit langer Ausbildung gewählt hätten.²⁴ Und der bekannte Betriebssoziologe Ludwig Kroeber-Keneth hatte ermittelt, dass 70 Prozent der männlichen Anwärter für Spitzenpositionen in Betrieben aus vaterlosen Familien kämen.²⁵

Die psychischen Auswirkungen des Krieges auf die Kinder der Jahrgänge ab 1935 wurden in der ersten Hälfte der 1950er Jahre kaum beachtet. Eine Ausnahme bildete das Buch des Schweizer Adolphe Ferrière, *Maisons d'enfants de l'après-guerre*, das 1949 auf Deutsch erschien. Eindrücklich wurde hier das tiefe Gefühl der Unsicherheit und des Schmerzes beschrieben, wenn der Vater im Krieg gestorben oder in Gefangenschaft geraten war.²⁶ W. Villinger konstatierte in einem Aufsatz 1955 deutliche Auswirkungen auf die kindliche Psyche insbesondere im Hinblick auf die Erfahrungen von Bombenkrieg, unzureichender Ernährung und mangelnder emotionaler Zuwendung. Gleichwohl betonte der Verfasser, dass diese Auswirkungen »abgemildert« worden seien, solange die »Ordnung der Familie« bestanden habe, ohne dabei auf die Bedeutung des kriegsbedingten Verlustes des Vaters näher einzugehen.²⁷ Im gleichen Jahr fand erstmals eine internationale Tagung zum Thema »Das Kind in der unvollständigen Familie« in der Evangelischen Akademie in Arnoldsheim statt, an der neben Soziologen wie Helmut Schelsky auch Psychologen und Psychotherapeuten teilnahmen. Allerdings wurde das Thema weitgehend losgelöst von der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs behandelt, zumal Länder wie die Schweiz und Luxemburg eben-

24 René König, Probleme der Berufswahl von Mädchen aus unvollständigen Familien, in: Nels Anderson (Hg.), *Recherches sur la famille. Séminaire 1954 du Séminaire International de Recherche sur la Famille et de l'Institut UNESCO des Sciences Sociales Cologne*, Bd. 1, Tübingen 1956, 157-173, insb. 169.

25 Zu beiden Studien zusammenfassend Anne Anderson, Mütterkinder geraten besser. Erstaunliche Ergebnisse statistischer Untersuchungen in: Otto Häcker (Hg.), *Deutscher Forschungsdienst*, Godesberg 1960, 6ff.

26 Adolphe Ferrière, *Unsere Kinder, die Hauptkriegsopfer: eine seelen- und seelenheilkundliche und erzieherische Studie*, übersetzt v. Gudula Kall, Paderborn 1949, hier 96f. [*Maison d'enfants de l'après-guerre*, Neuchâtel 1945].

27 W. Villinger, Die Bedeutung der Kriegs- und Nachkriegszeit für die Entwicklung des Kindes, in: *Monatsschrift für Kinderheilkunde* 103/2 (1955), 65-72.

so einbezogen wurden wie Deutschland und Großbritannien.²⁸ Eine Anfang der 1950er Jahre durchgeführte und 1957 publizierte Studie des Pädagogen Wilhelm Roessler mit dem Titel *Jugend im Erziehungsfeld* beleuchtete die psychischen Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs erstmals intensiver.²⁹ Roessler, der mehrere zehntausend Schüleraufsätze analysiert hatte, widerlegte die weitverbreitete Annahme, nach der die letzten Kriegsjahrgänge am wenigsten von den Auswirkungen des Krieges betroffen seien. Die Erfahrungen von Gewalt, Bombenkrieg und Tod hätten sich im Gegenteil sehr wohl bei den Kindern eingepreßt. Die Erfahrung des kriegsbedingten Verlustes des Vaters thematisierte allerdings auch er nicht.³⁰

Der Begriff »vaterlose Gesellschaft« kam schließlich mit dem gleichnamigen Buch von Alexander Mitscherlich aus dem Jahr 1963 auf den Markt der gesellschaftlichen Deutungen.³¹ Er behandelte jedoch nicht die konkrete kriegsbedingte Vaterlosigkeit, sondern einen rasant voranschreitenden gesellschaftlichen Prozess, in dem die Erziehungsfunktion des Vaters ebenso verschwinde wie das Arbeitsbild des Vaters.³² Als Folgen diagnostizierte Mitscherlich Entfremdung, Angst und Aggressivität als Kennzeichen einer Adoleszenzkrise vor allem bei männlichen Jugendlichen und zeichnete auf dieser Grundlage ein umfassendes Negativpanorama der modernen Massenzivilisation.³³ Der bei Mitscherlich vorhandene blinde Fleck bezüglich der massenhaft erfahrenen Vaterlosigkeit schien eine in der Bundesrepublik wie in der DDR weitverbreitete Sichtweise zu reflektieren: Das Leben ohne Vater wurde als allgemeine Schicksalslage aufgefasst und zumindest in der Öffentlichkeit nicht weiter thematisiert. Zugleich wurde sie als Kriegsfolge privatisiert, weil sie nicht in die jeweils spezifischen Normalisierungsprojekte der Bundesrepublik und der DDR zu passen schien, die in hohem Maße auf dem Leitbild der vollständigen Familie beruhten.³⁴ Erst Mitte der 1960er Jahre setzte in der Bundesrepublik im Zusammenhang mit der Studentenbe-

28 Siehe Hedwig Kränzler, Das Kind in der unvollständigen Familie, in: *Soziale Arbeit* Jg. 4 (1955), 393 f.

29 Wilhelm Roessler, *Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der westdeutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart*, Düsseldorf 1957, insb. 309.

30 Ebd., 312.

31 Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1963.

32 Zur Abwesenheit der realen Vaterlosigkeit in Mitscherlichs Buch vgl. Micha Brumlik, *Abwesende Väter. Über das Fehlen der realen Vaterlosigkeit in Alexander Mitscherlichs »Vaterloser Gesellschaft«*, in: *Mittelweg* 36 15/4 (2006), 61-72.

33 Mitscherlich, *Vaterlose Gesellschaft* (Anm. 31).

34 Dazu immer noch einschlägig: Robert G. Moeller, *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik*, München 1997. Siehe auch Hanna Schissler (Hg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany 1949-1968*, Princeton und Oxford 2001; Elizabeth D. Heineman, *What Difference*

wegung eine Auseinandersetzung mit den Verstrickungen der älteren Generation im Nationalsozialismus ein – allerdings mit den lebenden Vätern, nicht mit den toten.

II. Lebensgeschichtliche Erinnerungen und Deutungen

1. Die Todesnachricht als Leid der Mutter

Die meisten der befragten Interviewpartner besitzen – wenn überhaupt – nur sehr fragmentarische Erinnerungen an den Vater, dies zunächst aus dem einfachen Grund, weil dieser in den Familien aufgrund des Kriegseinsatzes kaum mehr präsent war. Zudem können sich Erwachsene bekanntlich nicht explizit an Ereignisse ihrer frühen Kindheit erinnern: Was vor dem dritten Geburtstag passiert, ist für das autobiographische Gedächtnis nicht zugänglich, und auch an das, was in den folgenden zwei bis drei Jahren geschieht, können sich die meisten Menschen nur äußerst fragmentarisch erinnern. Die Entwicklungspsychologie reflektiert dieses Phänomen unter dem Begriff *childhood amnesia*.³⁵ Vielfach sind solche Erinnerungen mit späteren Erzählungen der Mutter vermischt. Die Nachricht vom Tode des Vaters hingegen stellt für die meisten Interviewpartner ein Schlüsselereignis dar, an das sie sich relativ genau erinnern können.³⁶ Dabei handelt es sich vielfach um sogenannte Blitzlicht-Erinnerungen (*flashbulb memories*), denen in der Forschung nicht nur eine primäre und lebendige Qualität zugesprochen wird, sondern auch eine erstaunliche Beharrlichkeit. Sie stellen eine spezifische Form des autobiographischen oder episodischen Gedächtnisses dar, das in der präzisen Erinnerung daran besteht, wo man war und was man gerade tat, als einen die Nachricht von einem lebensgeschichtlich und/oder historisch bedeutsamen Ereignis erreichte. Als Auslöser für Blitzlicht-Erinnerungen gelten vor allem einschneidende Veränderungen, die den sie erfahrenden Menschen unvermittelt treffen und mit schmerzhafter Plötzlichkeit in sein Bewusstsein treten – Momente, die dem eigenen Leben eine unerwartete Wendung geben.³⁷ Ilse Müller zum Beispiel erinnert sich an die Situation, als die Nachricht vom Tode ihres Vaters kam, »als ob es gestern gewesen wäre«.

»Die Poststelle war beim Bäcker und irgendjemand hat im Laufe des Vormittags von da jeweils die Post gebracht und der Postbotin, es war ja je-

Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany, Berkeley 2003.

35 Sabine Tschuggnall (Hg.), Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Gießen 2004, 41.

36 Einige Interviewpartner erfuhren allerdings auch erst Jahre später oder gar nicht vom Tod des Vaters.

37 Aleida Assmann, Wie wahr sind unsere Erinnerungen, in: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hg.), Warum Menschen sich erinnern. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Stuttgart 2006, 95–110, insb. 101.

mand aus der Familie, ging immer mit der Post direkt in die Küche. Und zufälligerweise war ich in dem Moment gerade in der Küche und wie ich – ich frage mich nach all diesen Jahren immer noch, wie meine Mutter sofort an diesem Brief erkannt hat, dass es die Todesnachricht ist, das weiß ich nicht, er war nicht schwarzumrandet, aber er war von einer offiziellen Stelle und das hat sie wahrscheinlich stutzig gemacht und ich kann mich nur erinnern, also ich sehe die Situation noch ganz genau vor mir, ich weiß nicht mehr wer es gebracht hat, diesen Sack Post, war ja auch Geschäftspost dabei, und dann brach sofort eine wahnsinnige Hektik aus und mich hat man aus der Küche rausgeworfen: »Also Du verschwindest jetzt, Dich können wir jetzt nicht brauchen.«³⁸

Im Mittelpunkt der Erzählung von Frau Müller steht dann das Leid der Mutter und weniger die Tatsache, dass sie zunächst im Unklaren über die Nachricht gelassen wurde. »Die Mutti«, wie Frau Müller ihre Mutter in kindlicher Sprache nennt, sei ganz elend und krank gewesen, sie habe nichts mehr gegessen und hätte ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen. Frau Müller wusste damals, dass man nur mit einer »ernsthaften Sache« ins Krankenhaus kam, und empfand es umso schlimmer, dass sie ihre Mutter nicht besuchen durfte. Zwar habe »die Mutti« dann später auch noch geweint, doch habe sie sich »irgendwie berappelt« und sei für ihre Tochter da gewesen.³⁹ Das Erzählmotiv vom Leid der Mutter und ihrer vorübergehenden Schwäche scheint auch bei Frau Bude auf, während die unter Umständen vorhandene eigene Trauer nicht benannt wird.

»Die haben sich so geliebt beide. Das war so eine Liebe. Das war für uns, das ist ja für Kinder, das ist furchtbar. Die Mutter ist plötzlich keine starke Mutter mehr, sondern, dann kamen alle helfen und die Nachbarn und alle haben gemacht und haben sich um das Baby gekümmert erstmal und so, also das war grausam, das war grausam für meine Mutter, für uns Kinder auch. Aber wir hatten den Vater schon bald ein dreiviertel Jahr nicht gesehen.«⁴⁰

Nachdem die Familie wenige Monate später, im Sommer 1945, nach Berlin zurückgekehrt war, verstarb auch der kleine Bruder von Frau Bude an Unterernährung und Tbc. Das sei für die Mutter, so Frau Bude, nochmals schrecklich gewesen, da das Baby das letzte Verbindungsglied zum Vater dargestellt habe.⁴¹ Auch bei Christa Weber war die Nachricht vom Tode des Vaters eng mit dem Tod des kleinen Bruders im April 1945 verknüpft: Dieser verstarb kurze Zeit nach dem letzten Besuch des Vaters an einer Meningitis. Frau Weber war zu dem Zeitpunkt drei Jahre alt, und ihre Mutter war einige Monate zuvor an Kinderlähmung erkrankt:

38 Interview Ilse Müller, Transkript, 3.

39 Ebd.

40 Interview Inge Bude, Transkript, 2.

41 Ebd., 3.

»Da saß irgendwie meine Mutter unten, vor dem Fenster und dann kam die Kinderärztin aus dem Schlafzimmer und sagte, er ist tot. Und sie [die Mutter, L.S.] weinte ganz entsetzlich. Also sie weinte entsetzlich, das weiß ich. Ich weiß nur, dass ich dann raus und die Treppe runter bin und dass da Tante Fridi und Jürgen und Angelika waren und dass ich geschrien habe ›Andreas ist tot‹. Daran kann ich mich erinnern, dass sie entsetzlich geweint hat.«⁴²

Auch bei Christa Weber ist der Tod des kleinen Bruders als tiefes Leid der Mutter gespeichert. Die Nachricht vom nahezu gleichzeitigen Tod des Vaters erreichte Frau Webers Mutter erst ein Jahr später. Frau Weber erinnert sich, dass ein ehemaliger Kollege ihres Vaters Bilder des zerstörten Hauses überbrachte, in dem der Vater gestorben war.⁴³ Die Mutter musste durch diesen »Schicksalsschlag« gewissermaßen doppeltes Leid ertragen. Wichtig sei vor allem gewesen, so wurde dem Mädchen auch von der Umwelt suggeriert, der Mutter nicht noch mehr Kummer zu machen:

»Die Tante Trude hat ja auch mal zu mir gesagt, das weiß ich wie heute, im Garten haben wir da gegessen im Sommer, dass sie gesagt hat, ich war wohl frech gewesen, und da hat sie mich an die Hand genommen und gesagt, meine Mutter hätte ja soviel schon gelitten und soviel mitgemacht und ich müsste das doch eigentlich wissen und sollte mich gefälligst freundlich benehmen und ein liebes, ordentliches Kind sein.«⁴⁴

Das Motiv der leidenden und zu beschützenden, aber zugleich auch starken Mutter ist auch in den Erzählungen der adligen Gesprächspartner dominierend. In der adligen Erinnerungskultur spielt das Bild der Kette eine besondere Rolle und steht für die übernatürliche Verbindung von Individuen aus unterschiedlichen Generationen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.⁴⁵ Die Mutter von Gräfin Waldeshausen erfuhr 1948 bei ihren Eltern in Bayern, wohin sie mit ihren beiden Kindern und ihren Schwiegereltern geflüchtet war, von einem Regimentskameraden, dass ihr Mann im Sommer 1945 in Russland gefallen sei. Nach dieser Nachricht habe sich gewissermaßen ein Raureif über die Familie gelegt.⁴⁶ Die Mutter habe allerdings ihre Trauer nicht offen gezeigt, sondern Kraft aus ihrem katholischen Glauben bezogen. Außerdem habe sie sich als »Staffelträgerin« gesehen und versucht, den Besitz der Familie ihres Mannes, der nunmehr in der SBZ lag und bald enteignet wurde, als Zukunft der Kinder, vor allem des Sohnes darzustellen.

42 Interview Christa Weber, Transkript, 9.

43 Ebd., 10.

44 Ebd., 20.

45 Stephan Malinowski, Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003, 50.

46 Interview Luise Gräfin Waldeshausen, Transkript, 2 f.

Als Folge habe man noch bis in die 1960er Jahre hinein innerlich wie auf »gepackten Koffern« gesessen. Der erstmal verlorene, aber im Familiengedächtnis zentrale Adelsitz in Thüringen war zum wirkungsmächtigen Mythos avanciert.⁴⁷

Einzig bei den drei männlichen Interviewpartnern, bei denen der Vater dauerhaft vermisst blieb, steht weniger die Leid-Erzählung der Mutter im Vordergrund als vielmehr die Last der Ungewissheit, von der die Mütter sich mitunter jahrzehntelang nicht hätten befreien können. Der tote Vater habe über die Familie wie ein Damoklesschwert geschwebt, so empfand es Thomas Schmidt, der 1939 in Würzburg geboren wurde und mit seiner Mutter und seinem Bruder 1945 bei Verwandten in Norddeutschland untergekommen war. Sein Bruder und er hätten auf Geheiß der Mutter jeden Abend für die Rückkehr des Vaters, an den er selbst keine Erinnerung mehr hatte, beten müssen. Die Mutter habe noch in den 1950er Jahren regelmäßig ihren Ehering über den Atlas pendeln lassen und gelegentlich eine Wahrsagerin zu Rate gezogen.⁴⁸ Albert Leuchter, der in Erfurt aufwuchs, sehnte eine Todesnachricht geradezu herbei, damit die Mutter ihr Leben hätte neu ordnen können, statt nur in der Vergangenheit zu leben.⁴⁹ Das im Verlauf der 1950er Jahre immer unrealistischere Warten der Mutter wurde nicht als Stärke, sondern eher als Schwäche interpretiert.

2. Vater-Bilder im Familiengedächtnis

Das in den 1950er und 1960er Jahren in den beiden deutschen Nachfolgestaaten – wenn auch unter verschiedenen politischen Vorzeichen – virulente öffentliche Klima des kommunikativen und asymmetrischen Beschweigens der NS-Vergangenheit war bei den Familien der Interviewpartner auch in Bezug auf die im Krieg verstorbenen Väter relevant.⁵⁰ Man habe sich nicht getraut, so ein gängiges Erzählmotiv in den Interviews, die Mutter nach den Umständen des Todes des Vaters und nach dem Krieg zu fragen. Hella Deckmann aus Berlin-Pankow drückt das beiderseitige Gebot des Nicht-Erinnerns aus:

»Die Erwachsenen wollten nicht daran erinnert werden und die Kinder haben sich nicht getraut, zu fragen. Wir haben uns eigentlich gar nicht getraut, zu fragen. Wir wollten ja nicht, dass Mutti wieder traurig ist, das war die eine Seite und die andere Seite, wir selbst wollten das irgendwo auch verdrängen.«⁵¹

47 Ebd., 2.

48 Interview Thomas Schmidt, Transkript, 6 f.

49 Interview Albert Leuchter, Transkript, 1.

50 Klaus Naumann, Die institutionalisierte Ambivalenz. Deutsche Erinnerungspolitik und Gedenkkultur nach 1945, in: *Mittelweg* 36 13/2 (2004), 64–75, insb. 65.

51 Interview Hella Deckmann, Transkript, 3.

Zugleich war der tote Vater in fast allen Familien der Interviewpartner präsent. In vielen Wohnungen stand eine Fotografie des Vaters in Wehrmachtsuniform bzw. Bilder des Ehepaares und der Kinder aus den 1930er Jahren. Auch zeichneten die Mütter und andere Familienmitglieder in der Regel positive Bilder des Vaters, die vordergründig politischer Implikationen weitgehend enthoben waren. Dabei spielten Anekdoten aus einer »besseren Vorzeit« eine wichtige Rolle, die in ein bestimmtes Setting gesetzt wurden und wie Filmbilder eines imaginären Albums des Familiengedächtnisses abgerufen werden konnten. Die Erzählung von Frau Bude darüber, wie sich die Eltern kennenlernten und heirateten, scheint zum Beispiel den neuen Freizeitformen für breitere Schichten der Weimarer Republik, wie sie auch im populären Schlager »Wochenend und Sonnenschein« besungen wurden, entnommen worden zu sein.⁵² So hätten die Eltern, beide Büroangestellte und zu den neuen urbanen Mittelschichten der Weimarer Republik gehörend, ganz unkonventionell im Klepper-Look mit Kleppermantel, Klepperzelt und einem befreundeten Klepper-Vertreter als Trauzeugen geheiratet.⁵³ Zum Teil hielt die »paradiesische Vorzeit« auch bis in den Krieg hinein. Die Mutter und die Verwandten von Gräfin Waldeshausen zeichneten gewissermaßen eine »Filmszene« des Vaters, der ebenso mit großer Frömmigkeit und Intelligenz wie mit großer Souveränität und einer kräftigen Portion Chuzpe gesegnet war: »Er konnte sehr gut spucken und zum Beispiel, dann hat er, als er schon verlobt, aber verwundet und in Wien im Lazarett war, da ist meine Mutter hingefahren und da gab es Linsensuppe und da hat er an die Wand ein Herz gespuckt.«⁵⁴

Vermischt mit solchen Anekdoten wurden in der Regel die positiven Sekundärtugenden der Väter betont. Der Vater von Margret Dahms, die 1939 bei Ilmenau geboren wurde und später in Rostock lebte, soll sportlich und lustig gewesen sein.⁵⁵ Der Vater von Christa Weber wurde in der Familie als liebevoller Ehemann, humorvoll, zuverlässig und pflichtbewusst gezeichnet.⁵⁶ Vor diesem Hintergrund erhält dann die »Nachzeit«, der Zweite Weltkrieg, in der narrativen Struktur der Familienerzählungen eine besondere Dramatik und konturiert in erster Linie die Opferrolle der Eltern. Ihre Opfer- und Leidensgeschichten werden von den Kindern zudem in ein bestimmtes familiäres sowie gesellschaftlich-politisches Umfeld gestellt, um sie mit Sinn auszustatten. So betont Margret Dahms die sozialistische Tradition der Familie. Ihr Vater – aus einer armen Glasbläserfamilie stammend – sei in der Weimarer Republik Mitglied der Sozialistischen Arbeiter-Jugend (SAJ) ge-

52 Vgl. Adelheid von Saldern/Sid Auffarth (Hg.), »Wochenend und schöner Schein«. Freizeit und modernes Leben in den 1920er Jahren. Das Beispiel Hannover, Berlin 1991.

53 Interview Inge Bude, Transkript, 2.

54 Interview Luise Gräfin Waldeshausen, Transkript, 7.

55 Interview Margret Dahms, Transkript, 18.

56 Interview Christa Weber, Transkript, 17.

wesen sei und habe gemeinsam mit seinem Bruder für ein »besseres Leben« gekämpft.⁵⁷ Diese antifaschistische Tradition prägt dann auch die Schilderung der Rolle des Vaters im Krieg. Zwar war der Vater als Soldat beim Polenfeldzug dabei gewesen, doch habe er in Polen Kohlen schaufeln müssen und sei mit einem Gewehrkolben in den Bauch gestoßen worden, was zu einer nicht mehr heilenden Verletzung geführt habe. Der Vater sei dann an »Hitlers Geburtstag« 1942 zu Hause an Lymphknotenkrebs verstorben – gewissermaßen als Opfer der Wehrmacht, der er selbst angehörte.⁵⁸ Eine dem antifaschistischen *master narrative* der DDR konforme Bedeutung schreibt auch Frau Deckmann den Todesumständen ihres Vaters zu. Herr Deckmann war Ingenieur bei der Tobis-Klangfilm gewesen, während des Krieges war er »uk-gestellt« (also vom Wehrdienst befreit) und viel auf Dienstreisen. Seinen Tod – er starb bei einem Tieffliegerangriff in Bad Mergentheim – interpretierte Frau Deckmann als Jugendliche als Folge eines »anglo-amerikanischen Terrorangriffs«.⁵⁹

Auf spezifische Art und Weise deuten die adligen Interviewpartner den Tod des Vaters. Die Väter von Leonard von Kladen und von Gräfin Waldeshausen starben beide als Offiziere in Russland. Beide Interviewpartner betonen, dass ihre Väter den Nationalsozialismus dezidiert abgelehnt, aber aus einem tiefen Patriotismus »für Deutschland gekämpft« hätten. Aus diesem Grund habe sich ihr Vater, so Gräfin Waldeshausen, obgleich er 1944 schon schwer verletzt im Lazarett gelegen hatte, unmittelbar nach seiner Genesung freiwillig wieder an die Front gemeldet, was für die Familie fatale Konsequenzen hatte. Gleichwohl sei ihr Vater ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus gewesen, der allerdings die Ansicht gehabt habe, dass man Hitler als, wenn auch unwürdiges, »Werkzeug« im Kampf gegen »Materialismus« und »Bolschewismus« nutzen müsse.⁶⁰ Stefan Malinowski hat herausgearbeitet, dass die ebenso diffusen wie aggressiven Weltdeutungen des Nationalsozialismus, in denen Demokratie, Parlamentarismus, Liberalismus, Judentum und Bolschewismus zu einem homogenen Block verschmolzen, in ihren wichtigsten Komponenten dem Feindbild entsprachen, das im Adel bereits vor Hitlers Auftreten fest etabliert war. Dieses Feindbild fand sich in allen Adelsgruppen und stellte eine wichtige Schnittstelle zum Nationalsozialismus dar, auch wenn insbesondere der katholische Grund besitzende Adel, dem die Familie von Gräfin Waldeshausen angehörte, mehrheitlich Distanz zur NSDAP wahrte.⁶¹ So ist der Erzählung von Gräfin Waldeshausen anzumerken, dass die Verortung des Vaters als Gegner des Nationalsozialismus auch und gerade im Adel eine sinnstiftende Stütze darstellt, um mit der Trauer über den Verlust des Vaters umzugehen und zugleich ein Bild

57 Interview Margret Dahms, Transkript, 21.

58 Ebd., 4 f.

59 Interview Hella Deckmann, Transkript, 1.

60 Interview Luise Gräfin Waldeshausen, Transkript, 23.

61 Dazu detailliert Malinowski, König (Anm. 45), insb. 476, 603.

der gegenüber dem Nationalsozialismus immunen Familie zu zeichnen. In die Erzählungen fließen zugleich virulente Stilisierungen insbesondere des ostpreußischen Adels in der Bundesrepublik mit ein, den militärischen Widerstand weitgehend getragen und organisiert zu haben.⁶²

Dass hinter den Geschichten von Patriotismus und Pflichterfüllung oftmals große Verwerfungen in den Familien verborgen waren, zeigt die Erzählung von Christa Weber. Die Mutter habe in den 1950er Jahren aggressiv und abwehrend reagiert, wenn die Rede auf den Vater gekommen sei. Dass dies vermutlich nicht nur durch ihre Trauer bedingt gewesen war, erfuhr Christa Weber erst Jahre später. Ihr Vater, promovierter Jurist und Nationalsozialist sowie als Prokurist der Reichsumsiedlungsgesellschaft u.k.-gestellt, hatte Ostern 1945 seine Familie nochmals in Stadthagen besucht. Obgleich das Kriegsende deutlich abzusehen war, kehrte er nach Berlin zurück, angeblich weil er seine Untergebenen nicht allein lassen wollte. Im Familiengedächtnis, darauf lassen die Äußerungen von Christa Weber schließen, war diese Geschichte zwar nicht vollkommen tabuisiert, aber lange Zeit doch als »Pflichterfüllung« gespeichert. Zugleich wurde sein Tod als Gnade für ihn im Sinne einer Schicksalskategorie interpretiert, da er den Tod seines Sohnes nicht mehr miterleben musste.⁶³ Dieses Interpretationsmuster, so ist anzunehmen, machte für die Großeltern und für die Mutter von Frau Weber in mehrerer Hinsicht Sinn. Zum einen entsprach es dem bürgerlichen Wertekanon von Treue und Pflichterfüllung, zum anderen bedeutete diese Sinnzuweisung aber auch, dem zeitspezifischen bürgerlichen Habitus der Trauerverarbeitung zu entsprechen,⁶⁴ das heißt »sich nie was anmerken zu lassen und nicht zu jammern«. Erst nach einem Selbstmordversuch ihrer Mutter in den frühen 1970er Jahren und vermutlich nicht zuletzt bedingt durch die sukzessive Erforschung des Nationalsozialismus, die auch in die Medien Eingang fand, begann Christa Weber, diese Geschichte allmählich unter einem neuen Blickwinkel zu reflektieren, nämlich unter dem Signum des »die-Familie-im-Stich-Lassens«. Dabei stellt sie noch heute Überlegungen an, ob der Vater tatsächlich durch einen Bombenangriff ums Leben gekommen sei oder nicht etwa durch Suizid.⁶⁵ Dennoch war sie froh, sich nicht mit einem lebenden Vater auseinandersetzen zu müssen bzw. Erkenntnissen ausgesetzt zu sein,

62 Monika Wienfort, *Der Adel in der Moderne*, Göttingen 2006, insb. 56.

63 Interview Christa Weber, Transkript, 12.

64 Im Ersten Weltkrieg galt das »Durchhalten« und »Gefasstsein« noch als aufzubringendes »Opfer für das Vaterland«. Zu den bürgerlichen Verarbeitungsformen von persönlichem Kriegsleiden im Ersten Weltkrieg siehe Dietmar Molthagen, *Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpools und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2007, 236ff. Zum Gefallenenkult siehe George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993, insb. 115.

65 Interview Christa Weber, Transkript, 18.

die eine explizite Teilnahme des Vaters an den Verbrechen der Nationalsozialisten offengelegt hätte.⁶⁶

Das vorherrschende Leitmotiv in den Erzählungen über die Väter im Familiengedächtnis ist die teilnehmende Erinnerung an das von den Eltern, vor allem durch den Krieg, erfahrene »Schicksal«. Die verwitwete Mutter wurde oftmals zum nicht hinterfragten Inbegriff dieses Leidens, der Vater in der Erinnerung weitgehend entpolitisiert und in den jeweils schichtspezifisch bzw. gesellschaftlich akzeptierten Wertekanon der Bundesrepublik bzw. der DDR eingebettet und mit Sinn ausgestattet. Aus dem Leiden der Mutter, das entweder sichtbar war oder zumindest die Erzählungen in der Familie beherrschte, ergab sich für die meisten Interviewpartner – darauf lassen die Erzählmotive schließen – die Aufgabe einer spezifischen »Wiedergutmachung«.

3. »Wiedergutmachungen« – Wege in Ehe und Beruf

Die den Kindern mitgegebenen Bestrebungen zur »Wiedergutmachung« bezogen sich, darauf deuten die Interviews hin, bei den Männern stärker auf den beruflichen und bei den Frauen eher auf den familiären Bereich. Besonders präsent ist die Wiedergutmachungserwartung der Mutter in der Erzählung von Thomas Schmidt. Eigentlich hätte ja sein Vater in die Fußstapfen des Großvaters treten sollen, der ein bekannter Architekt in Hannover gewesen war. Bereits während der Schulzeit sei klar gewesen, dass sich die Mutter und andere Verwandte wünschten, dass er, Thomas Schmidt, die entstandene Leerstelle ausfüllen sollte, zumal er gut zeichnen konnte. Er habe diese Erwartung auch gern angenommen, nicht zuletzt weil die Architektur ihm in der verhassten Schulzeit ein Rückzugsterrain bot, in dem er dann besonders beim Abitur 1959 glänzen konnte.⁶⁷ Trotz der Begeisterung für das Fach meint Thomas Schmidt aus einer bilanzierenden Perspektive, dass er überhaupt keine berufliche Wahlmöglichkeit gehabt und unter einem enormen Erwartungsdruck vonseiten der Mutter gestanden habe:

»Das hat sie bis zum Lebensende beibehalten, sie hat immer gedacht, ich würde mindestens eine Bahlsen-Keksfabrik bauen oder weiß der Henker was. Und das hat mich schon sehr geprägt und ich habe eben auch gar nicht so richtig einen Berufswunsch frei entwickeln können, weil das schon immer klar war, dass ich Architekt werde.«⁶⁸

Weniger Druck auf die Berufswahl übte die Mutter von Martin Schuster, Jahrgang 1944, aus. Für die Familie aus dem sozialdemokratischen Arbeitermilieu bedeutete es allerdings schon einen Aufstieg, dass der Sohn zum

66 Ebd., 31.

67 Interview Thomas Schmidt, Transkript, 12

68 Ebd., 8.

Gymnasium gehen konnte. Als sein bester Freund und er jedoch in der 12. Klasse sitzen blieben, nahm sich Herr Schuster vor, das Abitur unbedingt zu schaffen, »allein schon um die Mutter nicht zu enttäuschen«. ⁶⁹ Auch war ihm klar, dass sein Studium der Volkswirtschaftslehre und Pädagogik, das er ab 1966 absolvierte, eines Tages in eine Anstellung als Handelslehrer münden würde. Er wusste, dass dieser verbeamtete Beruf dem Wunsch der Mutter nach einer sicheren Staatsposition entsprach. Frau Schuster stand nach der Erfahrung mit einem während der NS-Zeit im sozialdemokratischen Untergrund aktiven Ehemann jeder Form von Politik kritisch gegenüber. Es sei daher kein Zufall, so Herr Schuster, dass sein älterer Bruder ebenfalls Beamter geworden sei. ⁷⁰

Für Albert Leuchters Mutter aus Erfurt spielte ein höherer Schulabschluss ebenfalls eine wichtige Rolle. Die Tränen der Mutter und das unausgesprochene Wissen darum, dass die vier Kinder das Einzige waren, was ihr geblieben war, führten dazu, dass sich seine Geschwister und er in der Schule sehr anstrebten: »Die Zuwendung unserer Mutter, die sie vielleicht sonst einem anderen Mann gegeben hätte, die war dann eben an uns, und wenn du dann eben eine vier mit nach Hause brachtest und deine Mutter hat mehr geheult als du selber, dann hast du dir auch geschworen, nie wieder eine vier.« ⁷¹ Umso bitterer war es für die Mutter, dass Albert Leuchter und sein älterer Bruder Dieter nicht die Oberschule besuchen konnten, weil sie aus einem »bürgerlichen Elternhaus« stammten. ⁷² Obgleich diese Benachteiligung auf der einen Seite der Sichtweise der Mutter entsprach, die als Tochter eines Unternehmers die DDR insgesamt innerlich ablehnte, konnte Herr Leuchter dann ausgerechnet durch die Angebote des DDR-Bildungssystems im weiteren Lebensverlauf doch noch ihrem Credo folgen: »Ihr müsst etwas machen, ihr dürft nicht stehen bleiben«. Das berufliche Fortkommen in Verbindung mit einem Gefühl konstanter Sicherheit trug wohl auch dazu bei, dass sich Herr Leuchter ebenso wie seine Geschwister – im Gegensatz zur Mutter – mit der DDR als Staat positiv identifizierten. Nachdem er bei der NVA zwischen 1965 und 1967 seinen Dienst an der Grenze versehen und danach seinen Meister gemacht hatte, sei er 1969 in die SED eingetreten, um auch seinen Auszubildenden seine DDR-Treue unter Beweis zu stellen. ⁷³ Die Mutter habe darauf gekränkt reagiert, allerdings nicht nur, wie Herr Leuchter be-

69 Interview Martin Schuster, Transkript, 9.

70 Ebd., 12.

71 Interview Albert Leuchter, Transkript, 6.

72 Bei der staatlichen Förderung der Arbeiter- und Bauernkinder im Schulsystem der DDR kam es besonders in Thüringen in den 1950er Jahren zu eklatanten Entscheidungen gegen Kinder aus bürgerlichen Elternhäusern, so Gert Geißler, Geschichte des Schulwesens in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik 1945 bis 1962, Frankfurt/Main u. a. 2000, hier 321.

73 Interview Albert Leuchter, Transkript, 15.

tont, weil sie dem Sozialismus kritisch gegenüber eingestellt war, sondern aufgrund ihrer Erfahrung, dass Politik »gefährlich« sei.⁷⁴

Bei den weiblichen Interviewpartnern bezog sich vor allem in der Bundesrepublik die Erwartung der »Wiedergutmachung« eher auf den Bereich von Ehe und Familiengründung. Die Schulausbildung und die Berufsfindung standen bei den westdeutschen Interviewpartnerinnen eher an zweiter Stelle. Ihre Mutter und die Großeltern hätten es wohl am liebsten gesehen, so Christa Weber, wenn sie ebenfalls einen Dr. jur. geheiratet hätte: »Kann man nicht einen hübschen, jungen Referendar finden, den sie heiraten kann, das war, glaube ich, in den Köpfen, das war völlig gang und gäbe. Also eine Ausbildung macht man für den Notfall, dass man was arbeiten kann, wenn der Mann stirbt.«⁷⁵ Diesem, angesichts der Folgen des Zweiten Weltkriegs fast überkommen erscheinenden, typisch bürgerlichen weiblichen Lebensentwurf entsprechend, unternahm die Mutter nur wenig, als sich abzeichnete, dass Frau Weber das Abitur nicht schaffen würde. Frau Weber absolvierte dann eine Ausbildung zur physikalisch-technischen Assistentin in Lübeck.⁷⁶ Während dieser Zeit freundete sie sich mit dem Sohn eines mit der Familie bekannten Ehepaars an, der in Köln Betriebswirtschaftslehre studierte. Obgleich nicht Dr. jur., wäre dieser Mann für die Mutter und die Großeltern das »Nonplusultra«, eine ideale Partie, gewesen.⁷⁷ Allerdings verliebte sich Christa Weber dann Mitte der 1960er Jahre in München in ihren künftigen Mann, der – aus einer Landarbeiterfamilie stammend und nur mit einer kaufmännischen Lehre ausgestattet – dem Wunsch der Mutter ganz und gar nicht entsprach. Zu einem Eklat kam es, als Frau Weber 1964 schwanger wurde: »Und dann war sie geschockt und die erste Reaktion war natürlich sofort, warum ich das Kind nicht abtreibe. Sofort, sie wollte das abtreiben. Sie wollte die ganze Verbindung nicht, sie wollte nicht.«⁷⁸ Die »Verbindung«, die die Mutter so sehr ablehnte, sollte sich dann aber doch noch als ideales Wiedergutmachungsprojekt erweisen. So wies besonders der zweite Sohn Tom eine besondere Ähnlichkeit zum verstorbenen Vater auf, was für die Mutter enorm wichtig gewesen sei. Hinzu kam, dass der Mann von Frau Weber seit den 1960er Jahren, nicht zuletzt bedingt durch die wirtschaftliche Prosperität, eine steile Karriere als Manager absolvierte. In der Retrospektive meint Frau Weber, dass es in ihrer Ehe und bei der Kindererziehung immer darum gegangen sei, das Familienideal ihrer Mutter »abzuarbeiten«, das darin bestand, einen beruflich erfolgreichen Mann und mehrere Kinder zu haben und eine neue Familiendynastie zu gründen.

Ganz im Mittelpunkt des Lebens stand der Beruf für Hella Deckmann aus Berlin-Pankow. Anders als ihre Mutter und ihr verhasster Großvater wollte

74 Ebd., 29f.

75 Interview Christa Weber, Transkript, 1 f.

76 Ebd., 3.

77 Ebd., 37.

78 Ebd., 22.

sie nicht Lehrerin werden, sondern arbeitete als Journalistin. Nachdem sie 1960 erfolgreich beim Zugfunk der Reichsbahn volontiert hatte, wurde sie als Kader an das Institut für Nachwuchsentwicklung des Rundfunks und Fernsehens nach Berlin-Grünau delegiert. 1961 arbeitete sie dann für die Redaktion des Zugfunks im Ministerium für Verkehrswesen. Weitere Stationen beim Berliner Rundfunk schlossen sich an, bevor Frau Deckmann 1963 zum Kinderradio der DDR wechselte, wo sie bis zur Wiedervereinigung blieb.⁷⁹ Für Frau Deckmann bildete die Radioarbeit den Mittelpunkt ihres Lebens: »Ich war eigentlich mit dem Rundfunk verheiratet.« Die schlechte Erfahrung mit dem Großvater hatte dazu geführt, dass sie sich nicht dauerhaft an einen Mann binden wollte. Dass sie selbst keine Kinder hatte, habe sie nicht als Mangel empfunden, sie sei ja gewissermaßen für die Kinder der DDR da gewesen. Während ihre Schwester schnell heiratete, lebte sie gemeinsam mit ihrer Mutter in einer Wohnung, bis diese 1992 verstarb. Zwar betont sie selbst eher den praktischen Nutzen des Zusammenlebens als beruflich stark eingespannte Frau. Doch schwingen in ihrer Erzählung auch die emotionalen Aspekte mit, die vor allem für die Mutter wichtig waren, aber auch Frau Deckmanns schlechtes Gewissen zu beruhigen schienen: »Dann wurde sie auch beneidet, dann kamen Bekannte und sagten: ›Na Sie haben es doch gut, sie haben doch diese nette Tochter zuhause und haben immer schön Unterhaltung, das waren dann immer so Leute, die unter Einsamkeit gelitten haben und das toll fanden, dass ich zuhause war und auch was erzähle.«⁸⁰

Während die Wiedergutmachungsprojekte der Interviewpartner in der Bundesrepublik eher im privaten Bereich lagen, kommt bei Erzählungen der ostdeutschen Interviewpartner auch ein deutlicher Bezug zum Staat der DDR hinzu, dessen Bildungsangebote sie für den persönlichen Aufstieg nutzen konnten und an dessen Gesellschaftsprojekt für eine »bessere Zukunft« sie sich beteiligt fühlten.

4. Erinnerungsbilanzen und Rückblicke

Für fast alle Interviewpartner gab es im weiteren Lebensverlauf bestimmte Begebenheiten, die zu Schlüsselereignissen der erinnerungsmäßigen Beschäftigung mit dem toten Vater bzw. der Vaterlosigkeit avancierten. Christa Weber machte sich bereits 1959 auf die Suche nach ihrem Vater, als sie in Berlin ein Praktikum absolvierte. Nachdem sie die Adresse des Hauses, indem der Vater gestorben sein sollte, gefunden hatte, an dessen Stelle sich nur mehr eine Baugrube befand, habe sie den ganzen Abend geweint. Bis heute sei Berlin für sie mit Krieg verknüpft. Ein weiteres Schlüsselereignis in der Beschäftigung mit dem Vater markierte der bereits erwähnte Selbstmordversuch der Mutter im Jahr 1973. Danach habe sie mit ihrer Mutter zum Teil

79 Interview Hella Deckmann, Transkript, 7f.

80 Ebd., 9.

offener sprechen können, so sei es auch immer wieder um die Frage gegangen, ob der Vater, der in der Reichsumsiedlungsgesellschaft »Kaufverträge für Land mit polnischen Bauern« abgeschlossen habe, etwas von der Judenvernichtung gewusst haben könnte. So offen Frau Weber sich auch mit der nationalsozialistisch geprägten Vergangenheit des Vaters beschäftigt, ihre Zurückweisung, der Vater könne etwa die Judenvernichtung befürwortet haben, stellt für sie ein letztes Refugium dar, nicht zuletzt, weil es für sie selbst eine enorme Belastung bedeuten würde.⁸¹ Die mögliche Tatsache, dass der Vater, der 1904 geboren, schon als Student in SA und NSDAP eingetreten war, zu jener »Weltanschauungselite« gehört haben könnte, die die Vernichtung der Juden als »Rettung des deutschen Volkes« quasinatürlich legitimierte, ist für Frau Weber nur schwer zu ertragen. Solche Vermutungen, die von ihren Kindern, insbesondere von ihrem Sohn Tom, der in antifaschistischen Organisationen aktiv ist, gelegentlich geäußert werden, verletzen Frau Weber persönlich.⁸² Daran wird deutlich, dass sich Frau Weber mit dem toten Vater als Opfer identifiziert, nicht zuletzt, damit ihr eigenes Selbstbild nicht beschädigt wird.

Auch Martin Schuster wollte schon früh den Todesort seines Vaters besuchen. Im Rahmen einer Indienreise sei er 1966 gemeinsam mit seinem besten Freund durch Jugoslawien gefahren, um das Dorf Pancewo, in dem der Vater gefallen sein soll, zu besuchen.⁸³ Eine weitere Beschäftigung setzte dann allerdings erst um 1990/91 ein, als sein kleiner Sohn fünf Jahre alt war und er sich seiner Vaterrolle immer bewusster geworden sei. Seitdem fühle er das Gefühl der Vaterlosigkeit immer wieder in Wellen, die er als Phasen der Leere beschreibt, aufsteigen, was sich in einer verstärkten Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg und mit dem Leben und Verbleib des Vaters äußere.⁸⁴ Bei Thomas Schmidt war ein beruflicher Misserfolg Mitte der 1970er Jahre der Auslöser für eine intensivere Auseinandersetzung mit seiner Vaterlosigkeit. So habe der Tod des Vaters dazu geführt, dass der Erfahrungstransfer auch und gerade in beruflicher Hinsicht ausgefallen sei.⁸⁵

Eine bedeutsame Zäsur im persönlichen Leben und im Hinblick auf die Beschäftigung mit der Vaterlosigkeit stellt der Tod der Mutter dar. Durch den Tod der Mutter kamen zum Beispiel Frau Müller und Frau Bude auf neuartige Weise mit der Vergangenheit der Eltern in Verbindung. Die Mutter von Frau Müller hatte ihre Wertgegenstände, darunter auch die Feldpost-

81 Interview Christa Weber, Transkript, 18 f.

82 Das Beispiel widerspricht der von Harald Welzer aufgestellten These, nach der der Holocaust – auch und gerade in der Enkelgeneration – keinen Platz im Familiengedächtnis eingenommen habe. Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main 2003, insb. 209 f.

83 Interview Martin Schuster, Transkript, 2 f.

84 Ebd.

85 Interview Thomas Schmidt, Transkript, 17 f.

briefe des Vaters, in einem kleinen gelben Koffer aufbewahrt, den Frau Müller nach ihrem Tod im Jahr 1992 an sich nahm. Durch die Lektüre der Briefe habe sie nicht nur die Beziehung der Eltern untereinander aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, sondern auch das Verhältnis ihres Vaters zu ihr selbst. So hatte der Vater ihr Briefe geschrieben, in denen sie aufgefordert wurde, besonders brav zu sein und gut auf ihre Mutter aufzupassen.⁸⁶ Bei Frau Bude führte die Beschäftigung mit der Feldpost ihres Vaters nach dem Tod der Mutter gar zu einem neuen Selbstbild:

»Ich habe immer das Gefühl gehabt, dass mein Bruder das Hauptkind war, eben weil er der Erstgeborene war, um den sie lange gekämpft hat und er auch so aussah wie mein Vater und überhaupt ein Junge und ich hab' immer gedacht, er ist das Hauptkind und ich bin das wohl auch geliebte, aber das Nebenkind. Und aus den Briefen meines Vaters habe ich erstmal gemerkt, wie wichtig ich ihm war und dass das überhaupt nicht stimmte. Da habe ich die ganzen Jahrzehnte immer 'ne völlig falsche Vorstellung gehabt.«⁸⁷

Zu einer Veränderung des Selbstbildes und des Blicks auf die erfahrene Vaterlosigkeit trugen auch Psychotherapien bei, derer sich einige Interviewpartner seit den 1990er Jahren in erster Linie wegen Eheproblemen unterzogen. Dabei wurden – zum Teil von den Therapeuten explizit gefördert – auch die belastenden Folgen des Lebens ohne Vater angesprochen. Sie habe erst durch die Therapie gelernt, so Christa Weber, wie sehr ihr Leben von dem schlechten Gewissen gegenüber ihrer Mutter und von der Last, nichts falsch machen zu dürfen, geprägt gewesen sei. Frau Deckmann aus Ost-Berlin erkannte nach einer Psychotherapie, die sie aufgrund fehlender beruflicher und persönlicher Orientierung nach der Wiedervereinigung absolvierte, wie sehr die Themen Vaterlosigkeit und NS-Vergangenheit in ihrer eigenen Familie tabuisiert worden waren.⁸⁸ Generell scheint die Wiedervereinigung insbesondere für die ostdeutschen Interviewpartner eine Zäsur zu markieren, durch die sie sich – freiwillig oder unfreiwillig – wieder intensiver mit ihrer Vergangenheit beschäftigten. So musste sich Herr Leuchter nach 1990 noch einmal »offiziell« mit dem vermissten Vater befassen, weil er die Witwenrente seiner Mutter neu beantragen musste. Daraufhin wurde seine Mutter aufgefordert, ihren Mann für tot erklären zu lassen. Herr Leuchter empfand die Tatsache, dass die neuen Behörden auf schmerzhafteste Art und Weise in das Leben seiner Mutter eingriffen und, anders als die DDR-Behörden, nicht pietätvoll handelten, als deutlichen Affront:

»Da habe ich ziemlich massiv zurück geschrieben, dass das im roten DDR-Reich nicht war und dass das jetzt überhaupt nicht in Frage kommt und

86 Interview Ilse Müller, Transkript, 20.

87 Interview Inge Bude, Transkript, 9.

88 Interview Hella Deckmann, Transkript, 2.

dass ich darauf bestehe und nun. Und das war dann ein Briefwechsel von zwei drei Mal, das ging dann nach Berlin noch, weiß ich noch und da kriegte ich dann von irgendeinem Regierungsunterzeichner dann einen sehr freundlichen Brief, dass alles in bester Ordnung ist, und sie braucht das nicht zu erklären alles in Ordnung«. ⁸⁹

Mit diesem Erfolg erreichte Herr Leuchter, dass er seine Mutter nicht mit dem Vorgang konfrontieren musste, den sie, wie er meint, nicht hätte verkraften können. Das Beispiel weist daraufhin, dass mit der Wiedervereinigung und dem damit verbundenen Umbruch der persönlichen Lebenssituation auch die Vergangenheit oft nochmals neu aufschien.

III. Ein Fazit

Alle der befragten Interviewpartner verorten sich selbst in der einen oder anderen Weise als Kriegskinder, was den Eingang der medialen Aufarbeitung des Themas in Form von Fernsehfilmen und Büchern in die persönliche Selbstthematization der Betroffenen belegt. Während die Kriegskindheit bei Frau Deckmann und Frau Bude, die beide in Zeitzeugenbörsen aktiv sind, geradezu professionalisiert ist und einen Teil ihrer Aktivitäten markiert, spielt die Kriegskindheit und die Vaterlosigkeit bei den meisten Interviewpartnern im alltäglichen Leben kaum eine Rolle. Allerdings scheinen sich vor allem in Westdeutschland im gleichaltrigen Freundes- und Bekanntenkreis Deutungsgemeinschaften zusammenzufinden, die die kleinkindlichen Erfahrungen mit Bombenkrieg und Verlust thematisieren. So meint Martin Schuster beispielsweise, in letzter Zeit beobachten zu können, dass »je älter wir jetzt werden, umso stärker beschäftigen wir uns damit [...]. Die Menschen, die vor 1948 geboren sind, die kommen sehr schnell, auch wenn man sich gar nicht so gut kennt, sehr schnell wieder auf diese Zeit wieder zu sprechen. Und da hat jeder was mit sich rum zu tragen.« ⁹⁰

Dabei scheint es den Interviewpartnern weniger darum zu gehen, sich als Opfer des Zweiten Weltkriegs darzustellen. Diese Rolle schreiben sie vor allem der Mutter zu. Eher verweisen sie auf das Verschweigen bzw. Umdeuten so elementarer Ereignisse wie des Todes des Vaters. Die Väter konnten eben nicht als »Helden« verehrt werden, sondern waren oft als »Mittäter« gestorben, und dies zu betrauern gab es bis weit in die 1970er Jahre hinein keine angemessene Form. Dies führte dazu, dass die Leerstelle des Vaters mit bestimmten Vaterbildern aufgefüllt wurde, die den Vater als »guten Menschen« zeichneten, aber mögliche Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus weitgehend außer Acht ließen. Diese Vaterbilder wurden dann in einen den politischen Vorzeichen der beiden Systeme gemäßen Kontext gesetzt und mit Sinn ausgestattet; dabei spielte – insbesondere in der Bundesrepu-

89 Interview Albert Leuchter, Transkript, 18.

90 Interview Martin Schuster, Transkript, 6f.

blik – der jeweils schichtspezifische Hintergrund des Familiengedächtnisses eine Rolle. Ferner sind deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der Betroffenheit durch die Vaterlosigkeit auszumachen.

Sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR versuchten die Kinder, das Leid der Mutter mit ihrem eigenen Lebensverlauf »wieder gut zumachen«. Dabei scheint es jedoch nicht nur um den persönlichen Trost der Mutter gegangen zu sein. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es auch um gefühlte gesellschaftliche Erwartungshaltungen ging. Die Kriegerwitwen und Halbwaisen standen – wie die Analyse der öffentlichen Debatte in der Bundesrepublik zeigt – gewissermaßen unter einem Versagensverdikt, das sie mit ihrem Leben zu kompensieren suchten. Diese Wiedergutmachung war wiederum aber nur möglich, weil die »goldenen 1960er Jahre« in beiden deutschen Staaten von wirtschaftlicher Prosperität und Fortschrittsglauben gezeichnet waren. Dabei spielt der mentale Aspekt der Sicherheit nach den Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit in den Erzählungen eine bedeutsame Rolle im Hinblick auf die Gründe der Loyalität zum jeweiligen Staat. Für die Interviewpartner stellt, zumal in der Interviewsituation und aus der Retrospektive betrachtet, jedoch die Kindheit die markanteste Phase in ihrem Leben dar, weil der kriegsbedingte Tod des Vaters in der einen oder anderen Weise für die weitere persönliche Entwicklung besonders prägend war.